

# Paul Tanner

Autor(en): **Ludin, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1923-1924)**

Heft 5

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665562>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

### Klage.

Du Liebste, Freundin, Schwester meiner Leiden,  
in die ich Leben, Luft und Sterben goß,  
Genossin aller Zeiten, die verdroß  
nur eines, meine Nähe zu vermeiden.

Wildtaube, die in Düsternissen gurrte,  
daß mir kein Dunkel deine Ferne täusche,  
du Lerche, die mich schwang in Himmelsräusche,  
die nur dem Schicksal, das mich beugte, murrte —

wie kann ich ohne dich in Neues wandern  
und mich an fremdem Tische gar erlaben  
zu neuer Tafel, die doch aus dir stets mündet?

Es hat sich ja mein Herz zu tiefst entzündet  
an deinem nur und seinen heißen Gaben.

Es muß vergehen — darabend bei den andern . .

Emald Silbester, Thur.

### Paul Tanner.

Von Dr. Alfred Lubin, St. Gallen.

Wahrlich, keine ganz alltägliche Erscheinung,  
dieser Künstler, der in Herisau droben sein Atel-  
lier hat, dessen Vorfahren schon im Appenzel-



Selbstbildnis.

lerland ansässig waren, der sich dieser Einwurz-  
elung wohl bewußt ist und mächtig freut und  
der doch dabei auf Wegen wandelt, die seinen

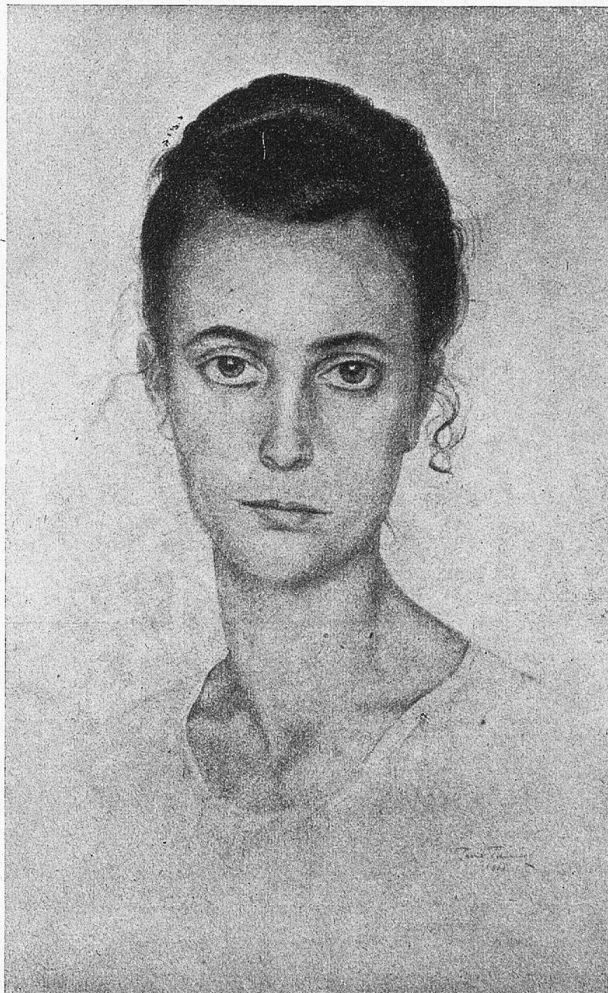
Stammesgenossen nicht eben als besonders zu-  
gänglich erscheinen werden. Mit einigem Be-  
fremden dürften sich vielmehr seine Landsleute  
in der Welt umschauen, die ein mit heimatlicher  
Erde und Stammesart wohl Vertrauter und  
Verbundener geschaffen hat und die doch weit  
abliegt von der Alltagswelt, in der die außer-  
rhodische Landeskraft sich gemeinhin aufhält und  
betätigt. Bei genauerem Hinsehen müßten sie  
freilich in manchem Bild und noch mehr in man-  
cher Zeichnung des Künstlers das Stammver-  
wandte spüren, jenen hervorstechendsten We-  
senszug des regsamen Völkchens: seinen schlag-  
fertigen Witz und die gern ein wenig ins Spöt-  
tische gefehrte Welt- und Menschenbewertung.  
Aber der stärkste Einschlag in des Künstlers  
Eigenart ist das freilich nicht; es huscht wohl  
manchmal hinein in die Gebilde des Malers  
und Zeichners, aber es wird nie zum herrschen-  
den Grundton. Viel stärker, und hier tut sich  
der Gegensatz zu Außerrhodens praktischem  
Nützlichkeitsfönn auf, viel stärker ist der Ein-  
schlag der Phantasie in dieser Kunst, ja er bildet  
ihr besonderes und willkommenstes Merkmal.

Eine schon in frühen Knabenzeichnungen  
phantasiefreudig schaffende Lust an der Darstel-  
lung lebhaft bewegter Menschen- und Tierfigu-  
ren hat sich im Lauf der Jahre zu immer selb-  
ständiger werdender und immer sicherer sich ent-  
faltender Farben- und Gestaltenwelt ausge-  
weitert. Der Schule entwachsen, hat der junge  
Mann seinerzeit zunächst in der Lithogra-  
phie und im Kunstgewerbe gearbeitet, treff-  
lich gefördert durch den Münchner Graphi-  
ker Maximilian Daffö; in den Jahren 1909  
bis 1910 zeichnete er dann fleißig Akte unter

Prof. Kögelbergers Leitung auf der Kunstakademie in Stuttgart, schon gelegentlich mit farbigen Kompositionen beschäftigt, aber mehr im Sinne des Zusammenstimmens kräftig farbiger Kostüme als für den Selbstzweck. Immer deutlicher wurde ihm aber bei solchen Übungen sein wahrer Beruf und ein Studienaufenthalt in Paris 1912/13 brachte dazu nicht nur wertvollste Anregung, sondern auch die endgültige Hinwendung zur Malerei. So hoch er aber auch diesen Aufenthalt für seine Entwicklung einschätzt, maßgebend wurde dem Künstler doch keine „Richtung“ der Franzosen, weder eine akademische noch eine wilde. Nach Technik und Auffassung der ganzen Art seines Schaffens steht er außerhalb von allem dem, was man mit bequemen Schlagworten klassifizieren kann, weder die Impressionisten noch die Expressionisten können ihn für sich beanspruchen. Er ging und geht ruhig seinen eigenen Weg als ein selbstgewachsener Mann und wenn man nach Geistesverwandten forschen wollte, würde man sie nicht bei den Modernsten, wohl aber in der Reihe der Welti, Kreidolf, Rinderspacher, Dürrwang, Pauli und Basler finden, deren wesentlichster Grundzug die freigestaltende Phantasie ist und die fern vom Lärm des Marktes in ihrer eigenen Welt weben und wirken.

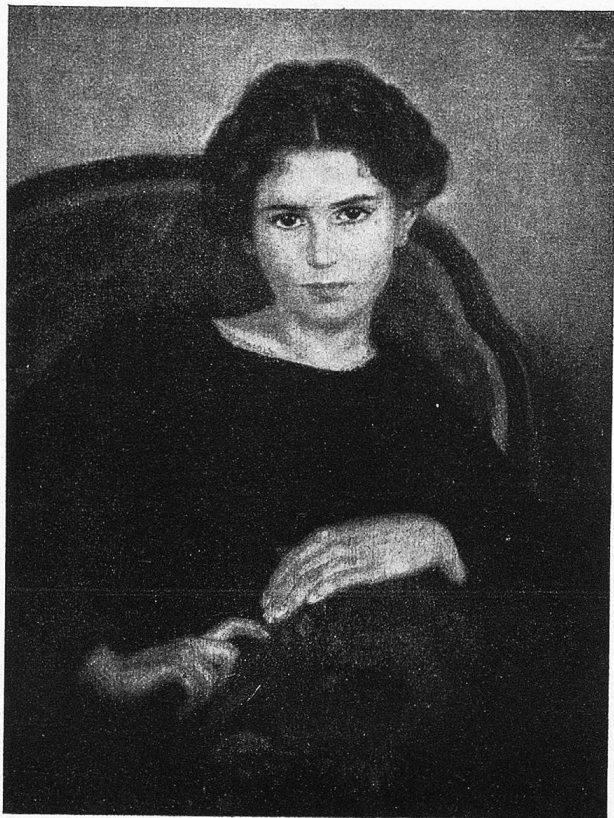
Eine Fülle der Gesichte drängt sich heran, drängt nach Verwirklichung und in den verschiedensten Formen und Techniken hat ihnen Paul Tanner Leben verliehen. Die Fülle zu bewältigen, nützt er so ziemlich alle Möglichkeiten der zeichnerischen und malerischen Darstellungsart aus: den Holzschnitt, die Radierung, die Feder- und Steinzeichnung, Öl und Tempera. Ein vergnügliches Anschauen gewähren die zahlreichen Ex-libris, in denen die spitze Radiernadel fein und zart den muntern Einfällen des Künstlers willig folgt und nicht minder erfreulich sind die anmutig köstlichen Kompositionen mit Bleistift und Feder, Einladungskarten zu Künstlerfesten und dergleichen. Neben diese heitere Gebilde treten dann wieder Zeichnungen, die sich ins Phantastische und Unheimliche steigern, Gebilde, die in den Novellen Boes und Mehrinks ihre literarischen Gegenstücke haben. Erstaunlich die Sicherheit, wie Tanner mit der denkbar einfachsten Linienführung „Verfolgung und Flucht“ ausdrückt, ergreifend die Trostlosigkeit der „Witwen“ in den senkrecht geführten Strichen der Federzeichnung. Auch in den farbigen Bildern lebt sich des Künst-

lers Fabulierfreude bald heiter, bald ernsthaft aus. Gestalten aus der Traum- und Märchenwelt einen sich zu eigenartigen Kompositionen mit duftig verschwimmenden Umriffen: verträumte Märchenprinzessinnen mit ihren Hof-



Frauenbildnis.

damen, reizvoll kontrastiert in der Helligkeit der zarten Gesichter mit dunkeln Gewändern oder mit einem nackten Neger oder einem schwarzen Panther, wunderbar leuchtende Engel, deren plötzliche Erscheinung die heilige Jungfrau sichtbar durchzuckt, einsam in dämmernde Landschaft ragende Frauen, den Körper in verhaltener Sehnsucht gestrafft. Gerade diese Sicherheit, die seelische Erregung in körperlicher Bewegung sich auswirken zu lassen, ist ein weiteres bedeutungsvolles Charakteristikum des Künstlers. Sie kommt ihm namentlich dann zu statten, wenn er das alte, nie veraltende Thema „Mann und Weib“, das Thema von der Gegensätzlichkeit der Geschlechter vornimmt; es beschäftigt ihn im-



Mädchenbildnis.

lustriert worden; die Thurgauer dürfen sich rühmen, unter den ersten gewesen zu sein, die die Sorge für eine würdige zeichnerische Ausstattung der Schulbücher einem dazu wirklich Berufenen anvertraut haben. Wichtiger freilich als diese Illustrationen erscheinen uns und ihm die Arbeiten auf einem andern Gebiet, nach seinen eigenen Worten „dem wundervollsten aber auch schwersten“, auf dem Gebiet der Porträtmalerei, deren eigentlichste Aufgabe er schlicht und treffend in dem Satz erschöpft: „Ich möchte nicht nur das Äußere richtig wiedergeben, sondern vor allem das, was hinter der Fassade ist.“ Eine stattliche Reihe Bildnisse zeugt von diesem Streben und gerne stellt man fest, was für ein schönes Fortschreiten zwischen den Portraits aus der Anfängerzeit und denen der reiferen Jahre sich kund tut. Waren die ersten noch beinahe ängstlich auf möglichst getreue Wiedergabe der äußern Erscheinung bedacht, so zeigen die letzten bei aller Sorgsamkeit der Ausführung eine schöne Freiheit in der Handhabung der zeichnerisch-malerischen Mittel und eine ungemein gesteigerte Kunst in der Erfassung des innern Menschen durch die äußere Erscheinung hindurch.

mer wieder und mannigfach hat er es variiert, den stärkern Anteil stets dem weiblichen Element lassend und zu dem wichtigen Getue wohl etwa leise lächelnd. Da lehnt der alte König David über die Brüstung seines Schlosses und schaut der badenden Bathseba zu, da tritt der übermütige Pierrrot überraschend und bestaunt zwischen die im Garten lustwandelnden Damen, da erscheint die mächtige Gestalt des grinsenden Mohren im Kreis der halb erschrockenen, halb entrüstet und doch neugierig blickenden Frauen wie ein Bild aus der Märchenwelt von „Tausend und eine Nacht“.

Bei all dieser Lust zu phantasievollen Komponieren hat sich indessen der Künstler den festen Wirklichkeits-sinn bewahrt, so daß er er auch andern Aufgaben zu genügen vermag. Die Lesebücher der thurgauischen Primarschulen sind von seiner Hand mit guten, dem jugendlichen Verständnis wohl angepaßten Zeichnungen il-



Die Wittven.

Die hier gebotenen Abbildungen können selbstverständlich weder den Reichtum noch die Farbenskala der Tannerschen Kunst ausschöpfen; sie dürften immerhin wenigstens eine Ahnung von seiner Eigenart vermitteln und das geschriebene Wort einigermaßen veranschaulichen. Daß hier kein Dutzendmaler vor ihm steht, wird der Betrachter sicherlich bald fühlen, so unzulänglich naturgemäß die Wiedergabe im Clicheedruck ausfallen mußte. Zu der Anerkennung dieser Eigenart darf sich aber erfreulicherweise überdies die Gewißheit gesellen, daß

des Künstlers Werdegang noch keineswegs abgeschlossen ist, daß er mit nichten auf dem Erreichten bequem auszuruhen gedenkt, daß er vielmehr emsig darnach trachtet weiterzuschreiten, seine Welt auszudehnen und zu bereichern und seiner ernststen Auffassung vom Künstlerberuf nachzuleben, sich selbst zur Genugtuung, uns andern zum Genuß und zur Erhebung aus dem prosaischen und oft ach! so unerquicklichen Alltag, zur Erhebung in die Gefilde eines abseits liegenden stillen Landes des beglückenden, phantastiefreudigen Schauens.

### Die Gewissenslast.\*)

Von Hermine Billinger.

Das Geschwisterpaar Appelwein betrieb seit einer ansehnlichen Reihe von Jahren das Geschäft des Gänsestopfens; allwöchentlich konnte man Zacharias mit seinem dünnen Bärtchen und etlichen Prachtgänsen aus dem weltabgelegenen Dörflein Kirchenbach seine Geschäftskreise nach der ziemlich entfernten Stadt antreten sehen, wo er bei seiner Kundschaft sich eines achtbaren Rufes erfreute. Niemand erinnerte sich, ihn jemals grämlich, ungesellig oder unfreundlich gesehen zu haben; seine schwache Seite jedoch bestand in einem ungehörigen Interesse für Nebengeschäfte; denn zum großen Kummer der Schwester brachte er dem Berufe des Gänsestopfens nicht die völlige Hingebung seiner Seele entgegen, vielmehr kam er immer mit leise zitternden Nasenflügeln und jäh emporgezogenen Brauen daher, als witterte er in allen Ecken und Enden ein Nebengeschäftchen, das ihm weder hinter geschlossenen Fenstern, noch hinter den dicksten Mauern verborgen blieb.

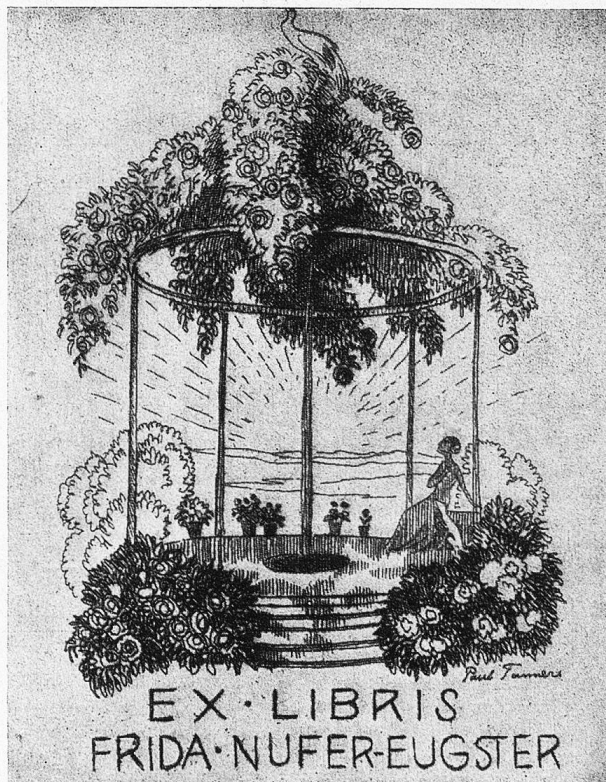
In diesem Augenblick witterte er sogar eines hinter der breiten Glaze des Bürgermeisters, der in seiner ganzen Breite aus dem Fenster lehnte und in den Tag hinein paffte. Zacharias blieb stehen, wickelte die Daumen und blinzelte lächelnd in des Dorfobersten Antlitz, als wollt' er sagen: da steh' ich und wart', und hab' Zeit und kann Euch helfen.

„Ja, Wetter noch einmal, Zachel,“ polterte der Bürgermeister los, „da bin ich in einer schönen Patzsch — 's Fränzle war zwei Tage in der Stadt, und jetzt liegt mir der Fraß in den Ohren

und will partout — Französisch lernen — was stell' ich an, wo der Schulmeister kein Wort versteht, und der Pfarrer im Ort drüben schaut mir gerad' aus, als könnt' er's auch nicht —“

„Französisch,“ meinte Zacharias und sah etwas ratlos drein, „muß es denn gerad' Französisch sein?“

„Was sonst,“ schrie der Bürgermeister, „schießt los, wenn Ihr was wißt und schaut mich nicht so einfältig an.“



\*) Aus: „Die Sünde des heiligen Johannes und andere Novellen“. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.